

schriften untergekommen waren. Außerdem brachte er auf 50 Blättern eine Anthologie von literarischen Texten mit nach Augsburg, die er als Leseertrag aus der St. Galler Bibliothek aufgezeichnet hatte. Auch diese werden von Schmidt eingehend analysiert und ausgewertet.

Auf den Seiten 42 bis 44 setzt sich Rolf Schmidt mit meiner Arbeit auseinander: „*Libri sanctae Aefrae*. St. Ulrich und Afra im 11. und 12. Jahrhundert nach Zeugnissen der Klosterbibliothek“, Göttingen 1983. Wie er verfolgte ich das Ziel, mittels der bibliothekarischen Überlieferungen Aufschluß über das geistige und geistliche Leben im Kloster zu erhalten. Wie Schmidt muß ich bedauern, daß wir unsere Arbeiten „in statu nascendi“ nicht besser koordinieren konnten. Ich erachte seine Ergänzungen als Gewinn, vor allem soweit sie Hinweise auf früh- und hochmittelalterliche Handschriften betreffen, wie etwa die Juvenal-Fragmente. Manche der aufgelisteten wissenschaftlichen Probleme hätten bei rechtzeitiger Verständigung einer Lösung zugeführt werden können. Ich gehe mit Schmidt allerdings nicht einig, wo er gegen eine von mir aufgestellte Argumentationskette nicht viel mehr als ein „m.E.“ setzt (Bibliotheksheimat der Handschrift Paris, B. N. Nouv. acqu. lt. 241; Priester Wernhers Marienlob). Wenn ich bei den sogenannten Polsterschen Versen feststellend von einer „zweiten Version“ sprach, dann läßt dies selbstverständlich zu, an Veit Bild als zweiten Verfasser „zu denken“.

Insgesamt jedoch ist Schmidts Arbeit, die sich mit den bibliothekarischen Überlieferungen befaßt, von nicht zu unterschätzendem Wert. Geistesgeschichtliche Phänomene werden häufig nur allzu pauschal und thesenhaft abgehandelt. Die Untersuchung von Schmidt nimmt am überschaubaren Ort die Medien der geistigen Bestrebungen und Interessen selbst, die Bücher, in den Blick. Wo, von wem und warum wurden sie geschrieben? Welches waren die Vorlagen? Wie wurden die Bücher weiter gebraucht? Der Einband, die Glosse, die Kombination der Texte interessieren ebenso wie die Verfasser und Titel. Durch die Erforschung der bibliothekarischen Überlieferungen, die Schmidt exemplarisch gültig geleistet hat, gewinnt eine geistige Epoche an Kontur. Soweit es sich um geistliches Schrifttum handelt, wird auch ein Stück Glaubensgeschichte konkret.

*Augsburg*

*Norbert Hörberg*

Schmidt, Hans-Joachim: Bettelorden in Trier. Wirksamkeit und Umfeld im hohen und späten Mittelalter (Trierer Historische Forschungen, Bd.10). Trier: Verlag Trierer Historische Forschungen 1986, 445S., DM58,-.

Meist wurden bisher einzelne Bettelorden oder nur Teilprobleme ihrer Geschichte und ihres Verhältnisses zur politischen, sozialen, wirtschaftlichen sowie religiösen und geistigen Umwelt in den Mittelpunkt von Untersuchungen gestellt. Schmidt hingegen unternimmt es in seiner Trierer Dissertation, das ganze Spektrum der genannten Aspekte zu erfassen. Untersuchungsgegenstand sind die seit dem 13. Jh. in Trier ansässigen Dominikaner, Franziskaner, Augustiner-Eremiten und Karmeliter samt allen ihnen angeschlossenen Frauen- und Triarierkonventen. Mit seinem multiperspektivischen Zugriff gelingt dem Vf. in 15 thematischen Einzelabschnitten ein äußerst dichtes, doch facettenreiches Bild der Lebenswirklichkeit und Tätigkeitsfelder und des materiellen und geistigen Beziehungs- und Bedingungsgeflechtes spätmittelalterlicher Bettelordensgemeinschaften.

In der Debatte über die städtische Zentralität ist zumeist die regionale Verflechtung städtischer geistlicher Institutionen vernachlässigt worden: Zinsverkäufe und Stiftungen besonders von seiten des Landadels an stadttrierische Bettelkonvente sind als ein Merkmal zentralörtlicher Funktion zu werten, ebenso wie der in Terminierbezirken organisierte Bettel und die Seelsorge der Mendikanten auf dem Land. Nicht zu unterschätzen ist dieses auch als personale Rekrutierungsbasis, besonders bei den Frauengemeinschaften. Entsprechend der Zugehörigkeit zu Ordensprovinzen kam der Zuzug besonders aus dem niederrheinisch-lothringischen Raum. Nachzugehen wäre freilich

der Frage, inwieweit die sonstige Land-Stadt-Wanderung damit übereinstimmte. Aus Quellengründen kann der Vf. wenig zur sozialen Herkunftsstruktur sagen, eigentlich nur die verbreitete Behauptung in Frage stellen, daß die Angehörigen der Bettelorden meist aus den Mittel- und Unterschichten stammten.

Zweifellos stand, so wird deutlich, jegliche Außenwirksamkeit der Mendikanten hinter ihren Verwurzelungen in der Stadt zurück. Das zeigt schon allein die topographische Lage ihrer Niederlassungen im städtischen Siedlungsgefüge, bestimmt durch das Ziel, die städtische Gesellschaft mit Predigt und Seelsorge zu durchdringen; und auch räumlich schlossen sich ihnen die Semi-Religiösen an. So wurden jene zum Kristallisationskern einer intensiven Volksfrömmigkeit, die auch die Unterschichten und Randgruppen miteinbezog. Reibereien mit dem etablierten Welt- und Pfarrklerus konnten nicht ausbleiben. Hintergrund von Rivalitäten in der Seelsorge – in der theologischen Diskussion darüber wurde von den Mendikanten gespendeten Sakramenten die Wirksamkeit abgesprochen – dürften nicht zuletzt die damit verbundenen finanziellen Einkünfte gewesen sein. Als Adressaten frommer Stiftungen und Legate entstand in ähnlicher Weise eine Konkurrenzsituation gegenüber alten Klöstern und Stiften. Letztlich aber spielte sich zwischen allen Klerikergruppen und geistlichen Gemeinschaften ein *modus vivendi* ein, der auch vertraglich abgesichert wurde.

Viel weniger problematisch und positiv gestalteten sich die Beziehungen zwischen den Bettelorden und den städtischen Führungsschichten sowie zu den anderen sozialen Gruppen der Stadt. Über wirtschaftliche, finanzielle, organisatorische und schiedsgerichtliche Zusammenarbeit und Austausch hinaus institutionalisierten sie sich insbesondere im lokalen Bruderschaftswesen mit seinen Gemeinschaft stiftenden Gottesdiensten und Totengedenken.

Zieht man die Summe aller in der Arbeit so ausführlich ausgebreiteter Elemente der Verquickung und Verflochtenheit der Mendikanten in der städtischen Gesellschaft in all ihren Organisations- und Lebensformen, kurz ihrer ständigen Präsenz im Alltag auf allen Ebenen, tritt eindringlich vor Augen: Ohne all dies zu berücksichtigen, ist spätmittelalterliche städtische Lebenswirklichkeit auch nicht annähernd angemessen darzustellen. Es bestätigt sich einmal mehr die alte Feststellung vom originär städtischen Charakter der Bettelorden hinsichtlich ihrer Existenzbedingungen, ihrer ökonomischen und sozialen Ressourcen und ihrer Tätigkeit. Darüber hinaus zeigt das Beispiel hier, wie sehr die Orden vom Entwicklungsschicksal „ihrer“ Stadt geprägt wurden. Obwohl eigentlich dem Papst und der Kurie verpflichtet, erwies sich bei Konflikten vor dem Hintergrund der Reichspolitik nämlich die politische Position des Trierer Erzbischofs und Kurfürsten letztlich als maßgebend für die Mendikanten, wirkte entscheidend auf sie auch sonst der Sog der lokalen Kräfte und Interessen.

Aufgrund der sozialen, rechtlichen, politischen, mentalen und wirtschaftlichen Integration der Bettelorden in die Stadt bietet ihre Geschichte aber auch umgekehrt ein getreues Abbild von deren inneren Verhältnissen und ihres Wandels. Leider nimmt der Vf. die Chance nicht wahr, über seine zurückhaltend summierende Zusammenfassung hinaus kräftigere Linien der Entwicklung zu ziehen – freilich auch eine Folge der in der Einleitung nur verschwommen hervortretenden Fragestellungen. Man hätte sich als Leser eine straffere Darstellung gewünscht und man braucht einen langen Atem, zumal sich der Reichtum des Ertrags der Arbeit eigentlich erst in der – nur bedingt geleisteten – Zusammenschau erschließt. So wären nachdrücklicher die mannigfaltigen Indizien zu würdigen, die einen Rückgang der Bedeutung der Trierer Bettelorden im Laufe des Spätmittelalters signalisieren und sich bis zum Vorabend der Reformation geradezu zu einem Krisensyndrom verdichten: die Abnahme der Tätigkeit im Dienste von Kurie und Erzbischof; das räumliche Schrumpfen des personalen Rekrutierungs- und des Bettel- und Seelsorgegebietes; die Verringerung des Mitgliederzuzugs aus der städtischen Oberschicht und – nachweisbar bei den Frauenkonventen – aus dem Landadel; die Aufweichung des Armutsideals; sittlich-moralische Verfehlungen, die dazu führten, daß den Männerkonventen die Führung und die Aufsicht über die der Frauen entglitt; dazu eine fast generelle Reformunwilligkeit der Trierer Mendikanten und schließlich ein Versiegen der Impulse für das religiöse Leben. Damit sind Entwicklungstendenzen auf

ein geistig-soziales Klima hin angedeutet, das der Reformation schließlich mit den Boden bereitet hat – gerade in den größeren Städten, wo traditionell die Bettelorden zu Hause waren. In dieser wichtigen Frage des vorreformatorischen Bedingungsfeldes hätte sich Trier aufgrund der erarbeiteten Materialfülle als Modellfall angeboten – auch wenn dort die Reformation schließlich nicht Fuß fassen konnte. So verschenkt der Vf. Aussagen unter einer weiterführenden Perspektive, die vergleichende Untersuchungen hätten anregen und befruchten können. Unleugbar aber liegt das Verdienst der soliden Arbeit im reichen Detail, erschöpfend aus den Quellen fundiert und durch eine umfassende Kenntnis der Forschungsliteratur abgestützt.

Konstanz

Frank Göttmann

Thomas Wurzel: Die Reichsabtei Burtscheid von der Gründung bis zur frühen Neuzeit. Geschichte, Verfassung, Konvent, Besitz. Aachen: Mayerische Buchhandlung 1984. 245 S., 2 Karten und 19 Abb. (Veröffentlichung des Stadtarchivs Aachen, 4) 45,- DM.

Eine fundierte Untersuchung der Geschichte der ehemaligen Reichsabtei Burtscheid, die unter Kaiser Otto III. 997 südlich von der Stadt Aachen gegründet worden ist, war schon lange überfällig. Sie liegt nun mit der hier anzuzeigenden Bonner Dissertation vor, die freilich nur bis in die Zeit um 1600 reicht, weil die neuzeitlichen Akten im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf im 2. Weltkrieg so beschädigt worden sind, „daß derzeit eine weiterführende Geschichte in vielem spekulativ sein müßte“ (S. 2). Dadurch findet auch „das Verhältnis der Stiftsdamen zu den Protestanten, denen sie nicht abweisend gegenüberstanden und denen sogar der Bau einer Kirche ermöglicht wurde, bis eine kaiserliche Abbruchverfügung erging, keinen Eingang in die Untersuchung“ (S. 2). Man muß dies bedauern, aber es überzeugt, daß um 1600 ein erkennbarer Schnitt in der Stiftsgeschichte feststellbar ist.

Burtscheid wurde von Otto III. und Abt Gregor, der nach O. Holder-Egger aus Kalabrien stammte, als Benediktinerkloster mit einem erstmals im Rheinland nachweisbaren Nikolauspatrozinium mit der Absicht gegründet, „Aachen zu einer würdigen Krönungsstätte deutscher Könige... auszubauen“ (S. 13). Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, daß hier ein Zusammenhang „mit den Anfängen des ebenfalls von Otto III. begonnenen Adalbertstiftes und von der von ihm geplanten Errichtung eines Nonnenklosters auf dem Salvatorberg“ (S. 13) besteht. Im Jahr 1220 wurden die kümmerlichen Reste eines Benediktinerkonvents vertrieben – „eine Reform des vorhandenen Konvents entsprach nicht dem Zug der Zeit“ (S. 23) – und Burtscheid von Zisterzienserinnen, die sich zu Beginn des 13. Jahrhunderts auf dem Salvatorberg angesiedelt hatten, übernommen. Bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts beginnt die Aufweichung des Ordensideals. Im 16. Jahrhundert ist „die Entwicklung vom armen Zisterzienserinnenkloster zum adligen Stift endgültig“ (S. 46) abgeschlossen.

Im 11. Jahrhundert waren „die Äbte zu Gerichtsherren der im Burtscheider Altdorf wohnenden Menschen“ (S. 84) geworden. Wenn die Gerichtsbarkeit auch 1351 an die Stadt Aachen übergang, so behielt das Kloster jedoch einen „reichsunmittelbaren Charakter“ (S. 85) bis zur Auflösung des Alten Reiches.

Die Arbeit Wurzels ist flüssig geschrieben und klar gegliedert, womit eine willkommene Vorarbeit für die „Germania sacra“ geleistet wurde. Der Verfasser konnte dabei erstmals eine bisher der Forschung unbekannt Handschrift in der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt (Hs. 769) mit „Martyriologium und Regula“ auswerten.

Die Untersuchung wird mit einem guten Index erschlossen, wobei das Stichwort „Aachen“ hätte stärker untergliedert werden können. Es ist ferner irritierend, wenn das Stichwort „Burtscheid“ fehlt, man aber unter „St. Michael“ zahlreiche Angaben zur Burtscheider Pfarrkirche findet. Die Benutzung der Fußnoten ist für den Leser ein Kreuz. In einem Fall (SS. 133/134) sind die Anmerkungen nicht einmal kapitelweise durchgezählt. Auf S. 16 (S. 152) fehlt die Fußnote 33. „Bartholomäuskirchen“ besaß,